

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 28

Artikel: "Der Gaukler unserer lieben Frau"
Autor: H.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Schützenfest in Südafrika

Maiensonntag. Heiß überstrahlt die herbstliche Sonne aus kristallblauem Himmel die gewellten Anhöhen Pretorias. Ein idealer Tag. —

Wir befinden uns einige Kilometer außerhalb Pretorias auf einer Farm, auf der ein ungewöhnlich reges Leben herrscht. — In 36 Autos sind über 120 Schweizer aus Pretoria und Johannesburg, aus nah und fern, gekommen, um dem alljährlichen Wettschießen der Gruppen Johannesburg und Pretoria beizuwöhnen. —

Sehen wir uns auf der Farm etwas um: Droben auf dem Windmühlenturm weht die Schweizerfahne als Wegweiser für die Kommenden. Unter den dunkelgrünen Orangenbäumen mit ihren goldenen Früchten lagert sich jung und alt, sich als stille Zuschauer am Betrieb um sich vergnügend. Dort treffen sich alte Bekannte wieder mit Händeschütteln und „Säli“ und „Tschou“. Und da, unter jenem Obstbaum sitzt wahrhaftig ein stiller Ge- nießer, seine Blauband-Brissago gleich einem Blitzableiter in die Luft steckend und gleich einem Dampfmaschinchen seine Dampfwölklein in den blauen Aether steigen lassend! (Der Krösus kann schon zufrieden sein, hat er doch seine 1000 Brissagos importiert!) Doch wir sind nicht am Ende unserer Abenteuerafahrt auf einer Schweizerfarm. Hinter einem Busch kracht es furchterlich, daß die Gläser nur so klirren, und siehe da: Wie vermutet, haben sich da ein paar Jäger zusammen gefunden, die soeben mit Wucht die Trümpfe ausspielen! Nun, ich hoffe bloß, es werde Abend, bevor der Tisch bis zur Platte in Grund und Boden hinein gehauen wird! —

Quecksilbrig ist der alte Meier, der Eigentümer der Farm, bald bei diesem und jenem. Trotz seiner 76 Jahre ist er überall und nirgends. Und wenn man ihn reden hört, so spürt man den Südländer schon von weitem, und staunt zu vernehmen, daß er als Junge mit seinen Eltern 1877 nach Südafrika eingewandert ist, und seither die Schweiz nicht mehr gesehen hat. Wie die alten Buren machte auch er mit Ochsenwagen monate-lange Transporte durch ganz Südafrika, und kein Wunder, wenn er neben Englisch und Afrikaans noch zwei Negersprachen spricht. —

Doch da drüben ist großes Hallo. Hier haben die jungen Burschen ihren Spaß, denn gerade ist „Schinkenklopfen“ im Gange, wo jeder gerne seine „Handschrift“ auf Kosten anderer übt, daß es nur so auf die Hosenböden kracht! Anders wird die Situation natürlich, wo man selbst der „Gewichste“ wird! Und die holde Weiblichkeit hat gut lachen, ebenso unser Gast, der

Konsul von Kapstadt, Herr Bothner, hat seine kostliche Freude am übermütigen Spiel der Jungmannschaft! —

Drüben auf der Matte aber fliegt der Fußball, Kinderscharen jagen im Spiel über das Feld, und der stete Andrang um das Fäßchen Bier veranschaulicht am deutlichsten, daß die afrikanische Sonne besonders Durst produzierend ist! —

Der größte Betrieb und Andrang aber ist am Schießstand. Unter zwei herrlichen Eichen kracht und böllert es den lieben langen Tag. Neben lebenssprühenden Jungen liegt ein bäriger Alter, neben einem Zürcher ein Welscher, neben dem Städter ein Farmer, alle das Gewehr im Anzug, mehr oder weniger Grimassen schneidend aufs Korn und die Scheibe blinzeln, trotz allen Unterschieden eine Einheit bildend im Zeichen des hoch oben am Mühlenturm fliegenden Schweizerkreuzes! — Und die Kugeln pfeifen, am Schießstand oben winnen die Kellen, und man hört und sieht so ganz und gar dasselbe, wie an irgend einem Schützenstand in der Heimat: Trifft's ins Schwarze, so war es gar nicht anders zu erwarten gewesen, haut es daneben, so ist eben das Gewehr, das Korn, die Sonne und der Wind schuld! —

Die Sonne nähert sich dem Horizonte. Der Schießbetrieb ist beendet. Auf dem Balkon des Farmhauses kann man die nicht zu verachtenden Preise sich ansehen. Die Rangverkündung beginnt: Die Gruppe Johannesburg steht oben an, und der Wanderbecher wird somit nach Johannesburg übersiedeln. Und dann das Einzelschießen. Das erreichbare Maximum waren 75 Punkte. Ackermann schießt 74 Punkte und wird Sieger, gleich von einem Dutzend anderer mit 73 und 72 Punkten gefolgt. Es scheint wirklich, die Südafrikaschweizer seien nicht die schlechtesten Schützen!

Und gemäß demokratischem Prinzip erhält jeder einen Preis, selbst der schlechteste Schütze. So gibt es keine Unzufriedene, nur Fröhliche, wo etliche ihre Preise gleich auch den Magen Anteil haben ließen: So hatte einer eine riesige Wurst als Preis, ein anderer einen Kuchen, ein dritter eine Flasche Wein, was natürlicher, als daß sich das Trio zusammen fand, seine Preise brüderlich teilte und verspeiste?

Der Abend graut. Ein Auto ums andere verläßt die Farm, wo Papa Meier aus dem Händeschütteln nicht heraus kommt! Auch wir wenden uns der Landstraße zu, und saufen auf glattem Asphalt über die leicht gewellte Ebene. Eine Stunde später blinkt in der Ferne das Lichtermeer von Johannesburg, und bald tauchen auch wir wieder unter im Kochen des nächtlichen Verkehrs einer Weltstadt. — R. Glaß, Johannesburg.

„Der Gaukler unserer lieben Frau“

Drei Jahre ist es her, daß die festlichen Münsterspiele in Bern stattfinden. Im Jahre 1937 wurde ihr Reigen mit „Jeder-mann“ eröffnet und letztes Jahr mit dem „Ewig-en Reigen“ fortgesetzt. Und mit dem dritten Jahre finden wir nun auch schon ein drittes Stück im Programm, den „Gaukler unserer lieben Frau“, ein Legendenpiel nach einer altfranzösischen Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Seit gut einem Vierteljahrtausend stellt unsere Bildung auf das griechische und römische Altertum, auf die Antike ab. Unser christliches Mittelalter ist auf eine schwer zu begreifende Art so ziemlich vollständig aus unserm Bewußtsein verdrängt worden. Erst in jüngster Zeit, durch die Erschütterung unserer abendländischen Kultur, beginnen diese Quellen wieder zu fließen. Im Gefolge der Romantik, als Erbwalter ihres hundertjährigen Testamentes, beginnt nun für uns das Mittelalter neue Wichtigkeit und Wirklichkeit zu erlangen.

Ein Zeichen und Zeugnis für diese Strömung scheinen die Münsterspiele in Bern, scheint insonderheit die Aufführung des „Gauklers unserer lieben Frau“ zu sein. Wir wissen es allerdings, zunächst verfolgen diese Spiele einen wirtschaftlichen Zweck. Sie haben der Fremdenwerbung für Bern zu dienen, und ihr Erfolg ist unser Nutzen, ihr Nutzen ist unser Erfolg. Aber als Symptom einer geistesgeschichtlichen Wende haben die diesjährigen Spiele darüber hinaus ihre besondere, wir möchten sagen esoterische, für die Eingeweihten bestimmte Bedeutung.

Was freilich das Spiel selber betrifft, so wälzt es keine gewaltigen Probleme. Es ist eine kleine, innige, fromme Legende, die uns Luft und Duft des Mittelalters durch die langen Jahrhunderte bewahrt und mitgebracht hat. Das Schwanken, die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, wie sie den damaligen Menschen bewegte, findet darin einen schla-

genden Ausdruck. Denn es will nicht ausschließlich zur Andacht stimmen, dieses Spiel; wie so manches andere seiner Art und Gattung verrät es zutiefst einen so sinnenfrohen, lebensbejahenden Geist, eine so kindliche Lust am Fabulieren, daß wir unwillkürlich an gewisse humorvolle Skulpturen erinnert werden, wie sie sich gleich hinter der Bühne am Münsterportal finden.

Was aber geschieht in diesem Spiel? Das Wächterhorn des Türmers ruft die alte, verschollene Kunde zu neuem Leben auf. Stimmgewaltig, selber fast ein Turm, beschwört der Türmer mit seinem Stundengesang die abgelebte Zeit. Raum aber ist der Stundenschlag verhallt und die Figuren des Glockenspiels verschwunden, zieht mit Sang und Klang ein Trupp fahrender Leute zur Stadt herein auf den Marktplatz. Bis spät in die Nacht läßt sie, von neugierigem Volk umstanden, seine Künste spielen, bis der Hornruf des Türmers dem tossten Treiben ein Ende setzt.

Aus dem benachbarten Kloster ziehen nun Mönche über die Bühne zur Nische unserer lieben Frau, wo sie zum gemeinsamen Gebet niederknien. Voll Staunen verfolgt der junge Gaulker ihr Tun, und von einer ungekannten Kraft übermächtig ergriffen, sinkt er nach dem Abzug der Klosterbrüder vor der Himmelskönigin nieder. Und nun geschieht das Wunder, daß sich ihm die Gnadenreiche neigt und ihre goldene Weltkugel in seine Hand gibt.

Inzwischen ist der Teufel hinter einem Pfeiler erschienen. So ohne weiteres, findet er, entwische ihm diese Beute nicht und so schreckt er die Bürger ringsher aus ihren nachtschlafenden Häusern auf. Den Gaulker, wie er immer noch zu Mariä Füßen liegt, die goldene Kugel in der Hand, schwärzt er als Kirchenräuber an. Er wird ergriffen, vor Gericht gestellt und ohne viel Umstände wird über ihm der Stab gebrochen. Eine letzte Bitte steht ihm frei; der Gaulker bittet, noch einmal vor der Madonna beten zu können. Und abermals neigt sich ihm nun diese, steigt von ihrem Sockel herab und führt ihn tanzend gen Himmel hinweg . . . Als das Volk nach einer Weile zurückkommt, findet es seinen Leichnam, mit gelösten Fesseln und in seiner Hand neuerdings die goldene Kugel. Und wie es begonnen hat, schließt dann das Spiel mit dem Stundengesang des Türmers:

Stund um Stunde geht die Zeit
mit dem Lauf der Erde.
Zukunft wird Vergangenheit
mit dem Sinn „Es werde“.
Menschen kommen und vergehn,
nur die Ewigkeiten stehn
über allen Zeiten.

H. W.

Uf dr Stäge

Hans vo Bärn

Dr Hardi isch nid eine vo de ganz groÙe Schauspieler gsi, eine vo dene wo ihri Foto i allne Bytige chöme — aber er isch droÙdäm e groÙe, erste Spieler gsi.

I fir Stadt, i sim Theater, wo=n=är sich sit Jahr u Tag wie ne Häuplig, wie ne Chünig benimmt u gebärdet, da kenne ihn all Lüt, die sich nur irgendwie für gebildet betrachte.

U wenn eine seit: „Dr Hardi spielt hüt“, de ghört me's scho am Ton a, was das bedüütet. U wenn si ne uf dr StraÙ — scho ume vo wntem — gleh hei, so hei si g'chüschelet: „Queg dert dr Hardi“ u mit ere stille Bewunderig hei si n'ihm nache gluegt.

Er geit fasch gäng allei, er isch nid für Gsellschaft, er würdiget nid leicht en andere. U grad das het ihm eigentlich no meh Bewunderung vtreat. Er chunnt gäng derhär wie nes Dänkmal, mi cha fasch sage wie ne imponierendi Statue vo mene gewaltige, gewichtige Herrscher.

Mi mueß ihm förmlich uswiche wenn er uf eim zuechunnt. Oder het je eine chönne e Statue umrenne?

Für e Hardi si alli i dr Stadt nie öppis anders gsi als: mis Publikum, mini Bischouer.

Ach ja, sie hei ihm tatsächlich e chli dr Chopf verdräht. Ja, ds Publikum het sich a di Bewunderig für ihn e so gwöhnt, daß si gar nid gmerkt hei, daß dr Hardi alt worde isch, daß sys Spiel lang nümme das isch, was es no vor paarne Jahre gsi isch.

Doch, het einisch eine öppis gseit, so het's tönt: „Ja, das ma scho si, er isch ja nümme dr Jüngst, aber cha sich eine vo sine Kollege je mit ihm mässe — nei, 's chas keine mit ihm usnäh.“

Ob je, dr Hardi het scho derfür ghorget, daß keine e Gläheit het überho. Wie mit Alderchlaue het är sini Rolle umglammeret. Dr Regisseur gseht wohl n: Hamlet, Faust, hm, e Jüngere wär da besser am Platz. Aber dr Intendant winkt nachlässig ab. — Er het nid gärn e Rendiger, er isch froh, we sys

Theater gäng wie am Schnüersli süferli wnter loutst.

Dänkt öppre dr Regisseur, es sig e Chlinigkeit, emene Ma wie dr Hardi, e Rolle ewäg z'näh? Das würd ja ganz düstlich sage: „Iez Hardi, wird Dir ei Rolle um di anderi gnoh.“ — Aber nei, dr Intendant wott vo däm nüt wüsse, ou är sälber wott halt nid gärn a sis eigene Alter erinneret wärde. Ach, löht dr Hardi spielle, bis är sälber merkt, es sig Byt dr Platz z'rumme.

U da passiert es eines Tages, daß d'Kritik uf e Schauspieler Andres ufmerksam macht, uf dä jung blond, schlank, füürig-läbig Jüngling. Bis jez het er nume i chline Näberolle chönne usfrätte. U jez verlangt d'Kritik, mi möcht dr Andres gärn einisch inere gröhre Rolle gseh, denn i däm junge Möntsch schlummeri es Talänt, mi soll ihm Platz gäh, daß er si chönn entfalte, er föll einisch chönne zeige, was er fähig sig.

Dr Regisseur het förmlich g'strahlet. Het er nid scho lang immer gseit: Im Andres stedt öppis, us däm cha no einisch öppis wärde u das git einisch eine für Hardis Fach!

U di Unfrage nach em Andres i de Bytige hei sich g'mehrt. Weis Gott, was uf einisch i di Kritiker gfahre isch, aber bald bie u bald dert het me verlangt, daß sich dr Andres i nere gröhre Rolle föll zeige. U da het sich dr Regisseur nümme so leicht la uf d'Syte stelle. Er het die Kritike em Intendant ordeli um d'Mase ume griben u düstlich verlangt: „Löht jez einisch dr Andres dr Faust la spielle, i stah derfür i, daß es wunderbar wird gah, u keis Huehn u kei Güggel chräht no einisch nach dr Faustfigur vom Hardi.“ Dr Intendant het sich innerlich förmlich gwunde wie ne Wurm. „Isch er de nid z'jung, dr Andres?“ U dr Regisseur het glachet, wie wenn er hätt welle frage: „Isch üses Theater denn es Altersheim?“

So het dr Regisseur nid lugg glah u dr Intendant isch müed worde vom eigene Widerspruch . . . also, mira, guet, i will mit em Hardi rede.

Es isch e schwäre Tag gsi für e Intendant. Über was dä Tag für e Hardi bedüütet, ob, da mueß me scho sälber e groÙe